

er zum Lohne dafür, daß die alte Maruscha ihm zu dem Besitze der Geliebten verholfen, sie verrathen und schweres Unheil auf ihr und der Ihrigen Haupt herabziehen? Wenn er sie nannte und der Markgraf sie vor sein Gericht zog, so war es sicher, daß man unter Anwendung der Folter die Namen der Theilnehmer an dem Ueberfall von ihr erpressen würde, um die Uebelthäter zur Strafe zu ziehen und ihnen das geraubte Gold wieder abzunehmen. Nein, er konnte sich nicht entschließen, solches über die Greisin zu bringen, sie hatte ihm für eine erwiesene Wohlthat einen so großen Gegendienst geleistet und er wollte sich nicht von einem Weibe aus dem verachteten Stamme der Wenden an Dankbarkeit beschämen lassen.

„Auf das Zeugniß der Wendin muß ich verzichten, markgräfliche Gnaden,“ sagte er gepreßt, „ich kann das Weib nicht nennen.“

„So war sie eine Fremde, nicht aus hiesiger Gegend gebürtig, und Ihr wißt ihren Namen nicht, vermögt auch nichts anzugeben, was auf ihre und der Räuber Spur führen könnte?“ fragte unmutig der Markgraf, der die doppelsinnige Antwort Botho's in seinem Sinne auffaßte.

„Nein,“ sagte Botho fest.

„Schlimm, schlimm!“ murmelte der Fürst. „Ihr waret mir ein tapferer und treuer Genosse in manchem heißen Strauß, Botho v. Rödteritz, und ungern sehe ich Euch in einen so bösen Handel verwickelt!“

Die Fürstin hatte sich von ihrem Sessel erhoben und zu ihrem Gemahl tretend, flüsterte sie ihm ein paar Worte zu. Er schüttelte den Kopf und ihre weiße Hand an seine Lippen führend, sagte er zu Botho: „Ihr habt an meinem holden Gemahl eine warme Fürsprecherin, ich will darüber nachdenken, was ich in dieser Sache thun kann; es scheint mir allerdings, daß persönliche Rachsucht den Rudenburger dazu getrieben, Euch fälschlich anzulagen, aber meine persönliche Ueberzeugung kann hier nicht entscheidend sein. . . Ich entlasse Euch jetzt; in drei Stunden findet Euch in dem Saale des Rathhauses wieder ein, dort werde ich Euch Eurem Ankläger gegenüberstellen, und nachdem ich Euch Beide in Gegenwart der hier heute versammelten Ritter und Edelleute angehört, werde ich meinen Urtheilspruch fällen.“

Mit tiefer Verneigung gegen das fürstliche Paar zog sich Botho zurück, von einem freundlichen, ermutigenden Blick der Markgräfin begleitet, der ihn mit froher Zuversicht erfüllte. —



Reitbüffel auf den Philippinen-Inseln. (S. 180)

Zur festgesetzten Zeit trat er in den Saal des Rathhauses, wo er seinen Ankläger Ralf und eine große Anzahl von Rittkern schon versammelt fand. Ein Page winkte ihm, seinen Platz an der linken Seite der mit einem rothen Teppich belegten Estrade zu nehmen, auf der ein Purpuressel mit vergoldeten Drachentöpfen des Markgrafen harrte. Gleich darauf trat dieser ein, und nachdem er die Versammelten gegrüßt, winkte er Ralf v. Rudenburg heran und sagte: „Wiederholt jetzt Eure Anklage, die Ihr bei mir gegen Botho v. Rödteritz erhoben, damit alle diese hier anwesenden Ritter und Edelleuten hören, wessen Ihr ihn beschuldigt.“

Ralf brachte nun in wohlgeordneter Rede seine Anklage vor; nachdem er geendet, forderte der Markgraf Botho auf, sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu vertheidigen. Mit kurzen schlichten Worten wiederholte Botho nun dasselbe, was er schon dem Markgrafen gesagt, und klagte Ralf v. Rudenburg an, daß er wissentlich falsch Zeugniß gegen ihn abgelegt, um in ihm den glücklichen Nebenbuhler zu verderben; aber die finsternen Mienen, mit denen die Ritter seiner Rede lauschten, und das höhnische, triumphirende Lächeln, das sich, während

er sprach, über Ralf's Züge breitete, zeigten ihm, daß er die Anwesenden nicht von seiner Unschuld überzeugt hatte und daß seine Sache schlecht stand.

Nun erhob sich der Markgraf und sagte zu Ralf gewandt: „In zwei Punkten habt Ihr erwiesenermaßen den Angeklagten fälschlich beschuldigt: Er hat kein Sarrilegium begangen, indem er Heilwig v. Dewitz, die ihre Mutter dem Kloster bestimmt hatte, entführte, da sie ihm von ihrem Vater verlobt worden, das sind diese beiden ehrenwerthen Ritter hier,“ er deutete auf zwei graubärtige Ritter, die bei seinen Worten besahend nickten, „Ruz v. Soldau und Johannes v. Gerode, zu bezeugen bereit. Und zweitens hält er die Jungfrau nicht gegen ihren Willen auf seiner Burg gefangen, denn sie ist seine rechtmäßige Ehefrau, durch den frommen Vater Eustachius ihm angetraut in derselben Nacht, da er sie entführte.“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr Ralf erglühend auf.

„Es ist wahr,“ versetzte der Markgraf mit einem verweisenden Blick auf den vorlauten Sprecher, „der Vater Eustachius, an den ich einen Boten sandte, um sein Zeugniß in dieser Sache zu verlangen,

kräftigt die Aussage des Angeklagten: er hat in der Nacht vom Montag auf den Dienstag den Ritter Bottho v. Räderik mit Heilwig v. Deuk getraut."

Ralf war sehr bleich geworden und ein Blick tödtlichen Hasses zuckte aus seinen Augen zu Bottho hinüber.

"Mag sie sein Weib sein oder nicht," stieß er zwischen den zusammengebissener Zähnen hervor, "immer bleibt doch der Flecken an ihm haften, daß er im Einverständnis mit dem wendischen Gesindel meinen Ohn, einen deutschen Ritter und Edelmann, überfiel."

"Hier steht Behauptung gegen Behauptung," schmitt ihm der Marktgraf das Wort ab, "und da keiner der beiden Ritter die Wahrheit der seinigen durch eines Zeugen Mund erhärten kann, so bestimme ich, daß die Sache durch einen Zweikampf zum Austrag gelangen soll, damit hier durch ein Gottesurtheil entschieden werde, auf welcher Seite das Recht liegt."

Ein Murren ging durch die Versammlung.

"Dünkt Euch mein Spruch ungerecht?" fragte der Marktgraf, und sein Adlerauge flog stolz über die trohigen finsternen Gesichter der Ritter hin.

"Ja, Herr Marktgraf," sagte Albrecht v. Ludenburg, ein Vetter Ralf's, indem er vortrat, "denn ein Gottesurtheil soll nur zwischen Zweien entscheiden, wer von ihnen der Schuldige ist, hier aber gibt es nur einen Angeklagten..."

"Das ist ein Irrthum," sagte scharf der Marktgraf, "hier stehen zwei Angeklagte, denn wenn Ralf Ludenburg den Bottho Räderik beschuldigt, im Einverständnis mit den Wenden seinen Ohn räuberisch überfallen und getödtet zu haben, so klagt ihn dieser an, daß er in bösslicher Absicht wissentlich falsches Zeugniß gegen ihn vorbringe, und mir dünkt, daß die eine Beschuldigung kaum weniger schwer wiegt, als die andere. Deshalb bestimme ich nach bestem Wissen und Gewissen, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden soll. Da ich aber in den unzufriedenen Mienen der Sippen des Ludenburger's lese, daß sie von der Gerechtigkeit meines Urtheilspruches noch immer nicht überzeugt sind," fuhr der Fürst fort, indem er sich nach der Seite wandte,

in dem Zweikampf Sieger bleibt, der nächste Blutsverwandte des Ludenburger's dessen Erbe gegen Erlegung einer Buße von zwanzig Goldpfennigen ungeschädigt und ungeschmälerkt antreten darf. Tödtet aber Ralf v. Ludenburg seinen Gegner, so sollen die Mauern der Burg des



Der Pfeiler unter dem Dome in Bremen. (S. 180)

wo die Freunde und Verwandten Ralf's grossend um diesen sich scharten, "und daß sie es für ein größeres Verbrechen halten, mit wendischen Räubern gemeinsame Sache zu machen, als gegen einen Standesgenossen falsch Zeugniß abzulegen, so bestimme ich, um von keiner Seite der Parteilichkeit beschuldigt werden zu können, daß wenn Bottho v. Räderik

gebrochen, sein Leib ohne Sang und Klang als der eines Missethäters verscharrt werden, seine Wittve soll man schleiern, und wer aus seiner Sippe auf sein Erbe Anspruch hat, den werde ich erst dann damit belohnen, nachdem er sechshundert Goldpfennige als Buße gezahlt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Reitbüffel auf den Philippinen-Inseln. (Mit Bild auf Seite 178.) — Auf den Philippinen-Inseln, wie auch auf anderen Eilanden des indischen Archipels findet sich eine besondere Art des indischen Büffels: der Kerabu oder Carabao, der den Einwohnern als Last- und Zugthier, ganz besonders aber als Reitbüffel (siehe unser Bild S. 178) vortreffliche Dienste leistet. Diese Thiere sind in letzterer Eigenschaft den Bewohnern jener Inseln namentlich während der Regenzeit unentbehrlich, weil durch sie die einzige Möglichkeit geboten wird, auf den dann unergünlichen Wegen fortzukommen. Der Schritt dieser schweren Büffel ist langsam und bedächtig, dagegen greifen sie im Galop ganz gewaltig aus. Man fahret dieselben nach Art unserer Reitperde, doch werden sie nicht mittelst eines Zaumes, sondern nur mit einer schwachen Gerte gelenkt. So lange die Reitbüffel nicht im Dienste sind, liegen sie mit Vorliebe im Wasser, um sich der Hitze und der Stiechfliegen zu erwehren.

Der Vleiteker unter dem Dome in Bremen. (Mit Bild auf S. 179.) — Zu den Sehenswürdigkeiten Bremens gehört der unter einem östlichen Anbau der dortigen Domkirche befindliche sogenannte Vleiteker, in dessen Inneren uns das Bild auf S. 179 versetzt. Er soll seinen Namen davon haben, daß bei der Erbauung des Domes in die'm kellerartigen, etwa 60 Schritt langen und 30 Schritt breiten Raume das zur Dachbedeckung nöthige Blei gegossen wurde. Seine Merkwürdigkeit aber besteht darin, daß sich die in dem Gemölbe aufbewahrten Leichen, ohne daß sie vorher einbalsamirt zu werden brauchen, Jahrhunderte hindurch in unverändertem Zustande erhalten. Die älteste der mumienartig aussehenden Leichen ist die eines vor etwa 450 Jahren vom Thurm des Domes gestürzten Zimmermannes (in dem offenen Sarge inmitten des Ganges), die letzte die eines vor 95 Jahren hier beatteten Arbeiters. In dem prächtigen Sarge, welchen wir in der Mitte des Hintergrundes gewahren, ruht der schwedische Kanzler v. Engelbrecht. Der Vleiteker darf nun schon lange nicht mehr zur Beisetzung von Leichen benutzt werden, daß aber seine noch unerklärte konservirende Eigenschaft ungeschwächt fortdauert, bezeugt eine Anzahl tochter Föhner, die man in neuerer Zeit an den Wänden aufgehängt hat und die ebenso unverwest geblieben sind, wie jene Leichen.

Ein seltsames Hochzeitspaar. — Als Marie Antoinette, die unglückliche letzte Königin von Frankreich, welche unschuldigerweise auf dem Schaffot endete, im Februar 1779 ihrem Gemahl den längst erwarteten Dauphin gebar, demelben, mit dem sie dann am 5. Oktober 1789 den Aufruhr des Vöbels zu beschwichtigen suchte, da ahnte noch Niemand die furchtbaren Wetterwolken, welche gegen den französischen Königsthron im Anzuge waren. Ganz Paris jubelte und die verschiedensten Lustbarkeiten wurden veranstaltet, um der Feier des Tages einen würdigen Ausdruck zu geben. Während die Kunst der Vogelhändler 500 Vögel liefern mußten, die man zur Verherrlichung des Festes beim Te Deum in der Kirche Notre-dame aufhängen ließ, wurde gleichzeitig eine Summe Geldes dazu verwandt, um zwanzig arme Mädchen, denen das Geld zum Heirathen fehlte, vollständig auszustatten. Am Arme ihres Bräutigams mußten sie Paar für Paar auf dem Rathhause erscheinen, wo mit der Vertheilung des Geldes ein feierlicher Akt verbunden war. Als dieser nun eben zu Ende war, stürzte athemlos ein junges schönes Mädchen in den Saal und bat, mit unter die Zahl der Ausgestatteten aufgenommen zu werden. Man erklärte ihr jedoch, daß sie zu spät komme, daß die Zahl bereits voll sei und daß sie überdies hätte empfohlen sein müssen. Das Mädchen war einen Augenblick bestürzt. Endlich aber rief sie: „Also könnten die hohen Herren, die ich hier verammelt sehe, wirklich keine Einundzwanzigste ausstatten?“ — Dies zündete. Einer blickte tragend den Anderen an und endlich wurde ein Keller zum Sammeln in Umlauf gesetzt, welcher bald eine noch größere Geldsumme enthielt, als eigentlich nöthig war. Das Mädchen wußte sich nicht zu lassen vor Freude. „Nun, wie heißt Du denn?“ fragte sie der Präsident. Sie nannte ihren Namen. „Und wie heißt denn Dein Bräutigam?“ — „Das weiß ich nicht! Ich habe noch keinen.“ — „Aber dann paßt Du ja gar nicht zu den zwanzig Uebrigen.“ Das Mädchen wurde ganz verblüfft. „Ach,“ sagte sie dann, „deshalb bin ich ja hergekommen... habe ich nur erst das Geld von Ihnen, dann wird sich wohl auch der Mann finden.“ Die ganze Versammlung mußte über die Naivität des Mädchens lachen; e.ner der Aufwärter aber, der der Alles mit angehört hatte, schlug sich in's Mittel und bot sich als Bräutigam an. Der junge Mann fand Gnade vor den Augen der Schönen, sein Betragen erhielt das beste Zeugniß und so stand dem Bund des jungen Paares nichts im Wege. Einige Tage später wurden sie eingeseget. [L.]

Das himmlische Reich. — In englischen wie in deutschen Blättern hat China seit einer Reihe von Jahren die Ehre, das „himmlische Reich“ zu heißen. Diese Bezeichnung wird zum Ueberdruße wiederholt, obgleich sie auf einem Mißverständniß, auf einer bloßen Wortverdrehung beruht, die — wenn auch verschiedener Art — doch ebenso wichtig oder albern ist, wie etwa der Ausdruck „Land der Engel“ für England wäre. Es ist den Chinesen bei all'ihrem Nationaldünkel und der pomphaften Weise, in welcher er sich oft manifestirt, doch niemals in dem Sinne gekommen, nach selber oder igrem Lande das Prädicat „himmlisch“ beizulegen wohl aber nennen sie China häufig: „Was

unter dem Himmel ist“ (Tien hiu), d. h. die bewohnte Erde, welcher Ausdruck sich noch aus grauer Vorzeit beschreibet, in welcher, wie bei anderen Völkern, die Begriffe der Welt und der Heimath nicht geschieden waren. Nach den Begriffen der alchinesischen Religion ist der Himmel (Tien) das höchste göttliche Wesen, und der Kaiser von China wird deshalb von seinen Untertanen, sofern er gerecht und als würdiger Repräsentant des Weltgeistes regiert, „Sohn des Himmels“ (Tien-tay) betitelt, und er selbst nennt seine Dynastie in Uebereinstimmung damit die „himmlische“ (Tien-tschao), was ungefähr so viel ist als „von Gottes Gnaden“. Auf das chineische Reich aber ist eine Verbindung mit dem Namen des Himmels niemals angewendet worden. Dasselbe heißt vielmehr bei den Chinesen „Reich der Mitte“ (Tschungkue), und zwar rieth dieser Name daher, weil einst (einige Jahrhunderte vor Christus) China in eine Menge von Staaten mit eigenen Fürsten zerfiel, von denen derjenige des mittelsten Staates eine Art beschränkter Oberherrschchaft ausübte. Später gelang es den Fürsten der „Mitte“, die Macht der übrigen Fürsten zu brechen und ihr Land zu unterwerfen, worauf das ganze Reich nach dem siegreichen Saate „Reich der Mitte“ genannt wurde. Mit Unrecht glaubt man daher, daß die Chinesen ihr Land so nennen, weil sie es für den Mittelpunkt der Erde halten, und eben'o falsch und grundlos ist die Meinung, als setzten sie dasselbe mit dem Himmel in Verbindung. [G. F.]

Wer war Schylock? — Dem Shafespeare'schen Drama „der Kaufmann von Venedig“ liegt folgende historische Thatfache zu Grunde: Zur Zeit Papst Sixtus' V. (1585 bis 1590) erhielt ein christlicher Kaufmann, Paolo Maria Secchi, auf Privatwegen die briefliche Nachricht von der Eroberung der Stadt San Dominico auf der Insel Hispaniola. Er theilte sie einem ebenfalls nach jener Gegend Handel treibenden Juden Simson Ceneba mit, dem diese Nachricht sehr unangenehm war, und der ein Pfund Fleisch seines Leibes verweirte, daß die Nachricht falsch sei. Secchi wettete 1000 Scudi dagegen. Nach längerer Zeit wurde sie bestätigt und Secchi wölte dem Juden ein Pfund Fleisch ausschneiden. Dieser wollte es sich natürlich nicht gefallen lassen, und so kam der Streit vor den Papst, der dem Secchi ein Pfund Fleisch, aber auch nur genau ein Pfund Fleisch, nicht mehr, von des Juden Körper auszuschneiden erlaubte. Einen so genauen Schnitt traute sich Secchi nicht zu und ließ seine Forderung fallen. Der Jude war damit zufrieden, nicht so der Papst. Er verurtheilte Beide zum Tode: den Juden als Selbstmörder, weil er sich in Lebensgefahr gebracht, und den Christen als Todtschläger, weil er nach dem Leben eines anderen Menschen getrachtet hatte. Endlich begnadigte er sie jedoch gegen Erlegung einer Geldbuße von 2000 Scudi. [R.]

Der Natur angemessen. — Ein Berliner Bankier rühmte sich seiner Gesundheit und sagte, daß er noch nie krank gewesen sei. Er habe aber auch einen sehr tüchtigen Hausarzt. Unter den Anwesenden befand sich ein berühmter (erst kürzlich verstorbenen) Arzt. Dieser bat den Bankier, er möchte ihn doch seinem Hausarzte vorstellen. Der Bankier lud deshalb den Arzt für den nächsten Tag zu sich zum Frühstück ein, und als dieses vorüber war, führte er seinen Gast in den Hof, um ihm hier eine — Gelin zu zeigen, deren Milch er trinke und die ihm sehr wohl bekomme. „Glaub's wohl,“ sagte der Jünger Veslutar's mit ironischem Lachen, „daß Sie sich unter diesem Hausarzte wohl befinden. Er gibt Ihnen eben weiter nichts, als was Ihrer Natur durchaus angemessen ist.“ [R.]

Mangel an Platz. — König Georg II. von Großbritannien rief einst bei einer Tafel in Gegenwart einer Schaar seiner Höflinge, als ihn eine Fiege fortwährend belästigte und nach jedesmaligem Fortschleudern immer wieder auf seine Nase zurückkehrte, aus: „Ich beherrsche drei Reiche. Hast du denn darin gar keinen anderen Platz, als gerade meine Nase?“ [M. W.]

Räthsel.

Ein Badewert ist's, zart, delikat,
Fehlt ihm der Fuß, hat's der Soldat,
Reißt man dazu den Kopf ihm aus,
Wird ein postlerisch Thier daraus.

L. Maurice.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 ein brittischer Staatsmann. 4. 2. 6. 4. 9. 10. 8 ein französischer Marschall. 5. 6. 10. 7. 8 ein Männename. 6. 9. 7. 5. 8. 8. 5 eine egyptische Stadt. 7. 1. 2. 8. 5. 10 ein Aderwertzeug. 10. 2. 8. 2. 2 eine Kolonie in Afrika. 1. 2. 3. 4. 5 ein Baum. 3. 9. 6. 5. 8. 8. 9 ein Wallfahrtsort. 4. 9. 6. 4. 9. 10. 5. 10 eine religiöse Secte. 7. 2. 3. 4. 2. 10. 2. 7. 7. 2. 6 ein König des Alterthums. [Joseph Gang.]

Auflösung folgt in Nr. 46.

Ankündigung der Charade in Nr. 44: Wortspiel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei des „Südburgischen Lloyd“.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.



In einem Städtchen rannte ein Ochs, welcher sich losgerissen hatte, durch eine Straße, Alles vor sich niederwerfend. Ein sehr höflicher junger Mann trat, um dem wüthenden Thiere auszuweichen, schnell in einen Laden mit den Worten: „Einschuldigen Sie, ein Ochs kommt!“